

Mira war da

Désirée Portelas Tochter ist bei der Geburt gestorben. Indem sie die Babyfotos auf Instagram stellte, hat die junge Mutter gleich zwei Tabus gebrochen: Öffentlich über Totgeburten zu sprechen und auch die traurigen Momente des Lebens zu zeigen.

Text: LARA MARTY

... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..

as Tram ist mir direkt vor der Nase davon-
gefahren. Bis zum nächsten wird es zehn
Minuten dauern. Zum Zeitvertreib greife
ich zum Smartphone und lasse mich auf
Instagram mit Fotos und Videos berieseln.

Fluffige Pancakes, Blumenwiesen, frisierte Hunde, ein neugeborenes Baby. Bei Letzterem halte ich inne. Ein winziges Köpfchen, dichte schwarze Haare, friedlich schlafend. Eine weitere Aufnahme mit der Mutter: Sie haucht dem Baby einen zarten Kuss auf die Wange. Fast schäme ich mich, Zuschauerin eines solch intimen Moments zu sein, doch ich starre weiter drauf. Erst beim Lesen der Kommentare unter dem Post begreife ich, was ich gerade gesehen habe: Das Neugeborene, das hier in Pose gebracht und professionell abgelichtet wurde, ist tot. Das Tram kommt, irritiert steige ich ein.

Die Mutter, die das Foto auf ihrem öffentlichen Profil gepostet hat, kommt – wie ich – aus Graubünden, wir haben gemeinsame Bekannte, sind uns aber noch nie begegnet. Deshalb zögere ich lang, bis ich doch nicht anders kann und ihr eine private Nachricht schreibe. «Warum hast du das Foto von deinem toten Baby öffentlich gepostet?», frage ich. «Am besten rufst du mich kurz an», antwortet sie. Und so lerne ich Désirée

Portela kennen. Diplomierte Pflegefachfrau, 28 Jahre alt und «Mutter von drei Kindern auf der Erde plus einem im Himmel», wie es in ihrer Instagram-Bio heisst.

Désirée war in der zwölften Woche schwanger, als sie an einem warmen Septembertag 2018 plötzlich blutete. In der Notfallaufnahme konnten die Ärzte sie aber beruhigen: «Der Herzschlag des Kindes ist stark.» Alles ist gut, dachte Désirée und ging nachhause. Am darauffolgenden Tag kehrte sie für eine geplante Voruntersuchung ins Spital zurück. Ein kurzer Blick auf den Ultraschall genügte und sofort war ihr klar: Gar nichts ist gut.

«Woran hast du das erkannt?», frage ich. «Das auf dem Ultraschallbild, das sah einfach nicht nach einem ganzen Baby aus», antwortet sie. «Amniotisches-Band-Syndrom» diagnostizierten die Ärzte. Eine grausame Laune der Natur ohne genau bekannte Prävalenz. Durch das Einreissen der inneren Eihaut bilden sich innerhalb der Fruchtzelle bandartige, klebrige Stränge aus Aminosäuren, die sich um die Körperteile des Fötus wickeln können. Oft sind Hände oder Füße davon betroffen, was zu abgeschnürten Fingern oder Zehen führen kann. Désirées Kind hatte sich in einem dieser amniotischen Bänder derart verheddert, dass es in die inneren Organe schnitt. «Nicht lebensfähig», hörte Désirée ihre Ärztin sagen. Zwei Wörter, deren Gewicht den Boden unter ihren Füßen zum Einstürzen brachte. Und sie schien durch ihn hindurch zu fallen, aus der Welt hinaus.

Die Ärzte rieten zum sofortigen Schwangerschaftsabbruch. «Der Herzschlag des Kindes ist stark», hallten die Worte vom Vortag in Désirées Ohren wider. Da wusste sie: Sie wollte ihr Kind behalten – ihr Mädchen. Mira. «Weitertragen» heisst das im Fachjargon, erklärt